

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 48 (1944-1945)
Heft: 23

Artikel: Die ewige Sehnsucht
Autor: Wagner, Alfons
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-672981>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die ewige Sehnsucht

Glücklich jene Menschen, denen Gemütschwankungen etwas Unbekanntes sind. Deren Ausgeglichenheit das nervöse Pendel der Waage nicht kennen, denen die schwebende Bein ein Fremdwort bedeutet und die das Hangen und Bangen, das Himmel-hochjauchzend und das Zutodebetäubt nur vom Hörensagen kennen. Wenn ich heute etwas ganz Abseitiges zur Sprache bringe und dabei mich Puccinis, des Komponisten bediene, so geschieht es nicht aus denselben Motiven heraus, wie gewisse Leute es tun, die, um ihre eigenen Mängel zu verdecken, mit Vorliebe über die Fehler der andern reden. Es handelt sich hier weit mehr um eine Distanzgewinnung vom eigenen Ich, die ein freieres Reden von seelischen Zuständen möglich macht. Demnächst soll eine Biographie Puccinis erscheinen, der ich heute einige, dieses besondere Thema berührende Stellen entnehme. Der Autor spricht da von diesem ganz aus der Seelentiefe wirkenden Menschen, dessen Wesen ganz auf Verinnerlichung, Abgeschiedenheit und Einsamkeit sich gründete. Durch sein ganzes Leben und Werk lief ein tragischer Riß der besinnlichen Natur, die nicht Kraft genug fand, ohne Rücksicht gegen Forderungen der Zeit, nach ihrem eigenen Gesetz zu leben. Ihn beherrschte eine Ruhelosigkeit und Trauer, die ewigen Zwiespalt schuf. Möchte er noch so pompös gefeiert, mit Würden und Ehren überhäuft werden, er bekennt immer wieder, daß er nicht glücklich gewesen sei. Wörtlich sagt er in einem Briefe: „Ich habe stets einen großen Sack Melancholie mit mir herumgetragen. Ich habe gewiß keinen Grund dazu, aber so bin ich nun einmal, und so sind alle Menschen, die Herz haben und denen auch die geringste Dosis Leichtlebigkeit abgeht!“ Da haben wir ein Bekenntnis, das viele, auch wenn sie keine Puccinis sind, mit ihm gemeinsam ihr eigen nennen. Er trug den Schmerz an den Disharmonien und ein Heimweh, das ihn mitten im Glanz der Feiern nie verließ, das Heimweh, das ihn verfolgte, wo er auch war, das ihn in die Heimat zog, kaum daß er weggereist, das ihn begleitete in allen Großstädten der Erde. Was sagt ihm das Geschenk

des Millionärs, der ihm in einem Hotel eine Zimmerflucht mietet, ihm alles bezahlt, ihn ermächtigt, täglich 20 Gäste einzuladen und sie fürstlich zu bewirten? Manchmal saß er allein, oft mit der Frau zu Tisch, allein, aber frei, wie er bekennt. Seine Briefe aus der Fremde sind sehnsuchtsvolle Klagen über das verlorene Paradies seiner ländlich-stillen Einsamkeit, fernab vom Lärm des Tages. Überall wünscht er sich weg aus Lärm und Getöse, heim, in die Stille. Er wird fast krank von all dem Drum und Dran, das um seine Person überall inszeniert wird. Wohl fuhr er hin zu den Erstaufführungen seiner Opern, aber kaum war er dort, fühlte er sich unglücklich und sehnte sich nach Hause.

Da schütteln „die Ausgeglichenen“ den Kopf, das können sie nicht verstehen. Wer wollte, so fragen sie, solche herrliche Stunden des Berühmtseins nicht erleben, freudig miterleben. Aber sie staunen noch mehr, wenn sie vernehmen, daß er einmal in Paris einem Hausierer, der aus seiner Heimat kam, ein Gipsfigürchen abkaufte, weil es ein Stück aus der Gegend war, wo er lebte und wirkte. So wirkte sich seine Sehnsucht aus. Und dazu kam die Angst, nie fertig zu werden. Da stoßen wir wieder auf sie, in neuer Beleuchtung: es ist eine kosmische Angst im nie Vollendbaren, im Wissen um die Ohnmacht, alles zu tun, was der Geist stündlich schuf. Wie ein vom Jäger verfolgtes Wild, so rennt er vor dem Tode her, strebt dem Unendlichen zu und findet nicht Ruhe noch Rast und keinen wahren Frieden. Das, liebe Freunde, ist wohl nur wenigen im Wesen vererbt. Wir bestaunen sie, wir neiden ihnen vielleicht sogar kleinlich ihren Ruhm, wir stehen vor einem unbegreiflichen Wunder, das zu erklären müßig wäre, denen, die in anderen Welten leben. Und so ist es ja mit allem auf Erden: Was wir nicht haben, das möchten wir, und wenn wir es besäßen mit all dem, was dazu gehört, wären wir kaum glücklicher als jene, die wir in den Armen Fortunas wännen. Aber es gilt hier nicht nur vom Genius zu reden, es gibt Tausende und Abertausende von Mitmenschen, denen es gleich ergeht, obschon sie keine Künstler und keine

Dichter oder Denker sind. Sie spüren das Unnennbare, die nie erfüllte Sehnsucht in der Seele, sie hasten und drängen nach der Erfüllung und leben sie nicht, weil sie befangen sind von ihrem Wahn, der sie blind macht zu erkennen, daß sie Hohes erreicht, die Grenzen des Möglichen berührten. Denn Ziele sind jedem gesteckt, aber jene Sehnsucht, die in solchen Herzen wohnt, die

findet ihre Erfüllung erst im Tode. Wir werden sie nicht glücklich machen können, wir werden ihre Ruhelosigkeit nie bannen können, denn das sind Dinge, die nicht faßbar, greifbar, diskutierbar sind. Hier geht der Weg in die geheimsten Kammern menschlichen Seelenlebens, die zu ergründen, zu deuten, ja zu beeinflussen so wenig ihrem Träger, wie dem Außenstehenden möglich ist.

Alfons Wagner

S' LIECHT AM OBE

Von Josef Reinhart

Z'Obe, wenn dr Tag vergluetet,
D'Sunnen über d'Wälder goht,
Glänzt es 'n jedes Tannespitzli
Wie nes Cherzli, guldigrot.

Isch sie hinder d'Bärgen abe
Lüctid tuusig Liechtli noh.
Jedes hät vom guldig Säge
Glanz i d'Feistri übercho.

D'Mueter het no spot am Obe
D'Sunnen i den Auge gha,
Aß me, wenn dr Tag vergluetet,
's Liecht i d'Feistri träge cha.

In einem Warschauer Krankenhaus im September 1939

Aus dem erschütternden Buche „Das kämpfende Polen“, Europa-Verlag.

Aus einer goldenen Morgendämmerung tauchte Freitag, 1. September, auf — und noch ehe die Sonne aufging, hörte ich die ersten Bomben explodieren, die über Warschau abgeworfen wurden. Von dem Tage an bis zum Ende des Krieges hörte der Bombenregen nicht auf. Während der ersten Septemberwoche rasten die Kämpfe immer noch an den Grenzen, und wir konnten nichts anderes tun als warten. Am 6. September standen plötzlich die ersten Verwundetentransporte vor den Toren des Krankenhauses. Es waren von Pferden gezogene Bauernwagen. Die Wunden der Soldaten, die man seit Tagen nicht nachgesehen hatte, boten einen furchtbaren Anblick. Mein erster Patient wurde ein junger Mann

von Lancut, dessen eines Bein oberhalb des Knies von einer Bombe abgerissen war. Die klaffende Wunde war mit einem schmutzigen Tau-Ende abgebunden worden. In seinem gepeinigten, leichenblassen Gesicht brannten zwei große junge, fieberhafte Augen, und als ich mich über ihn beugte, flüsterte er: „Schwester, werde ich jemals wieder gehen können?“

In kurzer Zeit war der Krankenhaussaal angefüllt mit verstümmelten jungen Menschen. Zerflossene Arme, zertrümmerte Schädel, zerfetzte Brüste und Gedärme. Der Kontrast zwischen den unerträglichen Leiden der jungen Soldaten und ihrer übermenschlichen Seelenstärke war unglaublich. Die Schwestern arbeiteten Tag und Nacht.